

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 17. —

25. April 1861.

Inhalt: Johann Christian Günther. Von Emil Müller-Samweg. — Neue Schriften über Sicilien. Von Karl Witte. — Unterhaltungsliteratur. — Zur Stanballeteratur. — Der General Seidmar. — Röttgen. (Macaulay und der Bischof von Creter; Die Deutschen im Auslande und die Schiller-Stiftung; Ein literarhistorischer Schnitzger.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Johann Christian Günther.

Leben und Dichten Johann Christian Günther's. Von Otto Roquette. Stuttgart, Gotta. 1860. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Es mögen ungefähr 28 Jahre her sein, als es Hoffmann von Fallersleben unternahm, dem Dichter J. Ch. Günther in einer eigenen größern Schrift (zunächst für die „Schleßischen Provinzialblätter“ bestimmt) endlich wieder ein einigermaßen ehrenvolles Denkmal zu setzen. Endlich wieder! Denn es waren von dem achten Jahrzehnd des vorliegenden Jahrhunderts ab bis weit in das gegenwärtige hinein wol an die 50 Jahre verfloßen, daß man den Dichter, und selbst in der gelehrten Welt, entweder gar nicht kannte oder ihn meist in schonungsloser Weise als einen ungenügenden, unangenehm abfertigten „Pöbel“ oder „Nachtigall“ in „Nachtigall und Nachtigall“ von Günther mit richtigem Blicke auszusagen, er dürfe ein Wort im vollen Sinne des Wortes genannt werden: diese Anerkennung hatte zunächst aber doch nur den Erfolg, daß einige schwache Seelen, wie z. B. Franz Horn, die Günther als ein durchaus verschrobenes Genie ausgegeben hatten, plötzlich in sich gingen und nachträglich des Lobes glaubten nicht genug thun zu können. Hoffmann von Fallersleben mochte außerdem noch durch die günstige Aufnahme bestimmt werden, welche eine 1827 bei Brockhaus in Leipzig erschienene, von dem bekannten Dichter der „Griechenlieder“, Wilhelm Müller, für die „Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts“ besorgte Sammlung „Auserlesener Gedichte von Johann Christian Günther“ erzielte. Seitdem nun Hoffmann seine Meinung über Günther kund gegeben, fand im Allgemeinen über Günther eine mildere Stimmung Eingang. Das heißt Eingang bei denen, die sich der allerdings großen Mühe unterzogen und Günther's Dichtungen bis auf die letzte Seite hin mit eigenen Augen prüften. Wie viele das gesehen, wollen wir nicht untersuchen. Gut, wenn alle, die im letzten Jahrzehnd in ihren größern Literaturwerken oder in flüchtigen Zeilen vorübergehend auf Günther hinwiesen — und das ist in der That ziemlich oft geschehen — unserer Ansicht entgegengetreten könnten, daß sie über den Dichter doch meist nur vom Hörensagen urtheilten.

1861. 17.

Günther ward im April 1695 geboren; er starb im März 1723 noch nicht 28 Jahre alt. Sein Lebenslauf ist ein unablässiger Schritt ins Verderben. Er ging verzweiflungsvoll zu Grunde, da ihn alle Hoffnungen, aber auch alle, gleichviel ob durch eigene oder durch fremde Schuld betrogen. Wie sein Leben so zeigt auch sein Dichten ein großartiges und qualvolles Ringen nach dem ewig Wahren und Guten und nicht bloß nach dem durch die Sitte und den Geschmack der Zeit für wahr und gut Ausgegebenen. Was heißt nun das, einen Dichter, dem nach dem Tode eigentlich wenig von der herkömmlichen und oft recht wohlthätigen bürgerlichen Tugend nachgeredet, dem auf den Leichenstein nichts von biederem Lebenslauf, von frommem und tugendsamem Wandel, von häuslichem Glück und häuslichem Frieden geschrieben werden kann: was heißt das, diesen Dichter nach seines Wesens Eigenthümlichkeit erfassen und darlegen?! Geht das etwa nur eine Lücke ausfüllen, wo sie durch den Ueber-eifer einseitiger Literaturhistoriker gerissen worden? Geht das nur Fronte machen gegen Männer wie Wilmar, die einen Günther durchaus wegwerfend abthun mögen? Geht das bloß einem gewissen Gefühle der Gerechtigkeit und Menschlichkeit genügen, das da gebietet, uns der Verstorbenen und Verlassenen anzunehmen? Das mag es heißen, gut! Man sehe sich aber vor, daß, wenn man sich gedrungen fühlt, den Dichter Günther in den Augen der Nachwelt hervorzuheben, man nach anderer Seite hin nicht ebenso in Einseitigkeit besangen bleibt wie die unbittlichen Tabler des Günther'schen Talents.

Mit dem vorher angedeuteten gewissen Gefühle für Gerechtigkeit und Menschlichkeit ist man heutzutage sehr schnell bei der Hand. Wir haben auch nichts dagegen. Doch aber: nachdem dieser Günther an die 140 Jahre im Grabe gemobert, nachdem von seinem körperlichen Sein auch nicht ein Atom mehr in der ursprünglichen Gestalt vorhanden, da es ihm selbst jetzt höchst gleichgültig sein kann, ob über ihn Gutes oder Nachtheiliges geredet, ob er ein lieberliches Genie, ein unflätiger Dichter, ein Trunkschloß, ein elender Christ oder gar ein Heide gescholten wird: da kommen wir nun und glauben wunder was zu

thun, wenn wir in Hinsicht einzelner Thatfachen aus seinem Leben eine günstigere und friedlichere Fahne aufstecken! Bedenken wir es nur genau, wie kleinlich in Betreff dieses Günther'schen Lebenslaufs es wäre, wenn uns an ihn nur das Interesse an dem Detail oder gar nur die liebe deutsche Genauigkeit fesselte, die sich mit der bloßen Registrierung des Thatfächlichen befriedigt erklärt. Kommt zu diesem Interesse nicht auch die Anerkennung eines großen gewaltigen Princip's hinzu, das bisher von fast allen Literaturhistorikern nicht gerade verherrlicht ward, so ist dieses Interesse in Betreff Günther's beinahe werthlos. Was für ein großes Princip meinen wir denn da? Nun man nehme die einfache Thatfache: dem seinerzeit (b. h. während seiner Lebenszeit) geringgeschätzten und andern preisgekrönten und von jedermann verherrlichten Dichtern gegenüber nicht beachteten Günther setzt ein junger Dichter unserer Zeit, Otto Roquette, mit einem literarhistorischen Werke ein Ehrenzeichen. Das ist nicht seltsam, wenn man sich dabei nichts denkt, sehr seltsam aber, wenn man dabei zu denken versteht. Otto Roquette tadelt selbst die Ungerechtigkeiten, mit der man Günther bei Lebzeiten so gar nichts von literarischer Ehre zu Theil werden ließ, und Roquette ist einer von denjenigen unserer jungen Dichter, die schon in sehr frühen Jahren mit Anerkennung in die Literaturgeschichtsbücher gelangten. Will nun Roquette einräumen, auf ein solches Herausgreifen einzelner Glücklicher, die dann als gefeierte Dichter in jedes Munde, sei wenig zu geben; oder war das nur einmal so, daß in jener Zeit vor 150 Jahren ein verdientes Talent untergehen konnte, jetzt aber eine derartige Verkennung nicht mehr möglich sei?! Ist das nun in Wahrheit die Elite unserer dichterischen Kräfte, die auf den Markt der Poesie fröhlich kommen und mühelos nach dem ersten Wurfe gefeiert werden? Oder wenn nicht allemal, möchte dann Roquette selbst etwas von seinem literarischen Ruhme streichen und sagen: das ist für alle diejenigen noch Namenlosen oder wenig Bekannten, die es vielleicht dir hätten gleichthun können, wenn ihnen die Verhältnisse, und wer weiß was sonst noch alles, wie dir günstig gewesen wären! Wie gesagt, es ist ein eigen Ding, Günther zur Anerkennung zu verhelfen. Wir verargen es einem Wilmars, auch einem Gervinus gar nicht, daß sie von Günther nichts oder nicht viel wissen mögen. Sie müßten sonst etwas näher auf das Princip der wahren geistigen Freiheit eingehen und sich streng gegen den geistigen Feudalismus (leider bei fast allen Literaturhistorikern gäng und geben Feudalismus) erklären, durch den einzelne Dichtergroßen auf Kosten anderer und meist nur auf Kosten anderer gefeiert werden.

Das scheint ein herber Ausspruch, vielleicht auch stoßen wir mit dem Nachfolgenden an, wir glauben aber nicht gerade am richtigen Ziele vorbeizuschießen. Unsere Literaturhistoriker sehen die Dichter meist als Schüler an, die classificirt werden müssen, darum können sie auch der Literatur des 18. Jahrhunderts gegenüber die Präceptormiene nicht ablegen. Da hat man seine Prima, Secunda u. s. w. Da wird auch öffentlicher Actus gehalten und ein oder

ein paar Dichter werden feierlich als die größten und musterergütigsten mit allem Lob überschüttet. Das Maß dieser Dichter gilt als das Normalmaß. Alle, die unter diesem Maße geblieben, und das sind begreiflich recht sehr viele, müssen es sich alle Tage vorwerfen lassen, wie viel sie darunter geblieben; ob sie mit jenen nur in der geringsten Beziehung stehen, das wird nicht berücksichtigt. So wird denn Günther von der Musterhöhe eines Schülers betrachtet. Was folgt? Einzelne Literaturhistoriker können ihn gar nicht dulden, selbst nicht in der Sexta, sie zählen ihn flugs zu den relegirten Schülern, andere weisen ihm höchstens auf der Eselsbank ein dürftiges Plätzchen zur Warnung für Gleichgesinnte an.

Auf dem Gebiete der Geschichtschreibung stehen sich bekanntlich zwei Weisen ziemlich schroff gegenüber. Die eine legt an das Geschehene nur und immer nur den strengen sittlichen Maßstab an; sie weiß sehr viel davon zu sagen, wie viel an den und den Ereignissen, an den und den Leistungen eines großen Mannes fehle, damit sie gewissen Idealen entspreche. Die andere dagegen läßt die Thatfachen als solche gelten; sie darf nicht umsonst eine vorzugsweise diplomatische genannt werden, indem sie stets das eigentliche Behagen an dem Thatfächlichen an und für sich in den Vordergrund stellt. In der Literaturgeschichte kennen wir bis jetzt fast nur jene erste Methode. Worin besteht sie? Nachträglich kommen wir da mit dem sittlichen Princip und deduciren vielleicht recht gut und schön, wie es im Leben dieses und jenes Dichters hätte sein müssen. Die Theorie von dem eigenen Verdienste oder dem alles bewältigenden Genie, wie man mystischer spricht, durch das ein Schiller und Goethe als einzig dastehen, und andererseits die Theorie von der eigenen Schuld, durch die ein Günther, Bürger, Lenz, neuerdings ein Nikolaus Lenau untergegangen, klingt gut, aber sie klingt meist nur gut. Der gegenüber wird sich sicherlich über lang oder kurz (und vielleicht nach entgegengesetzter Seite etwas zu einseitig) eine Methode, jener diplomatischen Geschichtschreibung analog, geltend machen und möglicherweise aus Anlaß des übertriebenen Schiller=Cultus, der, wenn er vollständig berechtigt ist, für einen heruntergekommenen Menschen wie Günther gar nichts übrig läßt. Und noch mehr als das! Was für eine Bedeutung hat es der Thatfache vom 10. November 1859 gegenüber, wenn wir nun plötzlich einen Günther wieder ans Licht ziehen! Wie gesagt, vielleicht ist es nur die liebe deutsche Hebseligkeit und Gründlichkeit, die ihr Gefallen daran hat.

Wir sprachen von geistigem Feudalismus. Unsere Literaturhistoriker werden den Vorwurf von sich weisen. Sie werden sagen, eben um einem geistigen Feudalismus nicht das Wort zu reden, betonen wir die Theorie vom eigenen Verdienste und dem alles bewältigenden Genie. So? Aus den Verdiensten wie vieler anderer Leute mußte denn aber erst ein Schiller Nutzen ziehen, ehe er das werden konnte, was er geworden? Mußten nicht ein Gottsched, ein Bürger, die göttinger Dichter, ein Lessing, ein Lessing, mußte nicht auch ein Günther vorausgehen, mußten diese es nicht theilweise schlecht machen, damit er es besser machte!

Es gewiß, es hat auch sein Gutes, wenn der Spieß einmal umgedreht, ja wenn betont wird: die Verhältnisse zumeist bestimmen den Erfolg oder Richterfolg der menschlichen Bestrebungen. Wenigstens in einer Lebensphäre wie der des Dichters, die so unendlich viel des Unberechenbaren in sich schließt, sollten wir diesen Factor nicht unerwähnt lassen, da sowol, wo wir ein Leben des größten Erfolgs, als auch da, wo wir ein Leben des schmachlichen Falles vor uns haben. Sonst finden wir auf dem schwierigen Gebiete der schöngeistigen und literarischen Thätigkeit die nothwendige Ausgleichung zwischen den Glücklichen und minder Glücklichen nicht; sonst erscheint uns das gesammte schöngeistige und literarische Thun und Treiben nur ähnlich den Kampfspielen, bei denen es sich um die Bekrönung eines Siegers und die wegwerfende Zurücksetzung der Zurückgebliebenen handelt.

Und das ist es eben, die Hast, mit der wir nach geistigen Kampfspielen verlangen, mit der wir einen einzelnen oder einzelne zur Demüthigung anderer und vieler anderer krönen; die Rücksichtslosigkeit, mit der wir recht sehr vielen vorwerfen, daß sie uns, die wir nur als thaslose Zuschauer dabeistehen, durch ihre Werke nicht den nämlichen Nimbus verleihen wie einige classische Koryphäen: das ist es, was wir die Hege und Pflege des geistigen Genialismus nennen.

Nicht weiter! Es wird uns schon manches unserer Worte verdacht, uns vielleicht sogar eine Gereiztheit gegen den Schiller-Cultus vorgeworfen werden, während wir doch nur die Literatur als eine Ruhmesquelle nicht für einzelne Erwählte, sondern für jedes ehrliche Verdienst ausgelegt wissen möchten. Es hält auch gar nicht schwer, unsern Worten mit Bezug auf das vorliegende Werk eine Auslegung zu geben, die uns, alle wie wir da sind, eher erröthen, denn uns der classischen Schiller-Feier freuen machen sollte. Es ist die große Aehnlichkeit unserer literarischen Zeit mit der eines Lohensteins und seiner Nachtreter. Nach gewisser Seite hin, das setzen wir fogleich einschränkend hinzu. Wir gedenken dabei noch nicht einmal der Unfehlbarkeit, mit der man, und zwar noch kurz vor der Zeit als Günther zu Anfang des vorigen Jahrhunderts mit seinen lyrischen Poesien hervortrat, Dvitz, den Stifter der sogenannten Ersten schlesischen Dichterschule, als den größten Dichter, als den unübertrefflichen pries. Andererseits wollen wir unserer Zeit nicht gerade den Vorwurf Lohenstein'scher Schwülstigkeit und Aufgeblasenheit machen. Im Gegentheil, was dies betrifft, und könnte vielleicht eher eine zu große Müchternheit und Schwunglosigkeit vorgeworfen werden. Auch die Unterjochung, ob sich das Drama der Lohenstein'schen oder unserer Zeit, um so zu sprechen, mehr in einer Sackgasse verlaufen habe, lassen wir auf sich beruhen. Wir betonen nur die kläglichen Ausgeburten der Gelegenheitsdichterei, oder die Gelegenheitsdichterei überhaupt als eine Ausgeburt, die Kapfenstraß gleich ganze poetische Reviere abweidete. Thun wir die Augen auf: auch bei uns grassirt die Gelegenheitsmachererei wieder in schrecklicher Weise. Es sind vielleicht nur andere Reviere als damals, die jetzt

faßl stehen. Nicht etwa die Sucht des Ansingens, die bandwurmartige Fabrication der Romanlectüre, nicht das Zusammenschreiben eines ersten Buchs aus zehn andern, nicht die Bodenlosigkeit eines großen Theils unserer theatralesischen Unterhaltungen und noch anderes allein: das Gefährliche liegt in der Gelassenheit, mit der das alles irgendeines Zwecks wegen gutgeheißen werden muß. Zur Zeit Günther's wäre es entsetzlich aufgefallen, hätte ein Fürst oder hoher Herr eine ihm devot überreichte Dichtung nicht annehmen wollen. Man gerirte sich von oben herab als Pfleger der Poesie, sollte man da nun nicht verschwenderisch und ganz ohne Auswahl Belohnungen ertheilen, sollte man nicht Schuster und Schneider, Barbieri und Lakaien, wenn sie gerade zur Hand waren, zu preisgekrönten Dichtern erheben! Man blicke nur auf die Gegenwart: wie würde es auffallen, wenn auf ein in rothem Einbände mit Goldschnitt und von patriotischen Gefühlen überströmendes Werk, mag es im übrigen, was die Poesie betrifft, nicht viel werth sein, sobald es ehrfurchtsvoll an den Stufen irgendeines Throns niedergelegt wird, nicht wenigstens eine Brillantnadel siele! Vom Standpunkte der literarischen Kritik sind allerdings alle herabgefallenen Brillantnadeln, Ringe, anerkennende Schreiben, Preisurtheile gleichgültig; es handelt sich hier aber um das reale Leben. Wie auch wir mit der Gelegenheitsmachererei wieder im Zuge sind, erscheint es für jeden auftretenden Schriftsteller fast geboten, will er der Masse gegenüber nur einigermaßen aus der Reserverestellung hervortreten, sich auch zunächst um so eine hervorstechende Kleinigkeit, die wir nicht noch einmal nennen mögen, zu bewerben. Beschuldige man uns nicht der Uebertreibung, sondern erkläre man sich aus dem Gegenwärtigen, weshalb es mit dem Leben eines Günther fehlschlagen konnte. Denn auch in der Gegenwart ist es nicht ausgemacht, daß ein solches Talent wie Günther siegreich bestände. Auch wir müssen einem begabten Talente gegenüber, das in der Literatur nach dem Höchsten und oft mühselig zu Schaffenden strebt, das Bedenken äußern: es kann sein, du siegst, die Wahrscheinlichkeit aber, du siegst nicht, ist größer, wenn dir die Verhältnisse nicht sehr günstig sind. Und lieber, um ihn sich im Drange des Lebens nicht zerrütten zu sehen, was uns ja doch als ein Schreckliches und für das Individuum Verwerfliches gilt, weisen wir ihn allen Ernstes auf die Literatur als eine bloß milchende Kuh, oder, wollen wir ihm einigen Trost für die Zukunft gewähren, kommen ihm, wir die Protestanten, die in der Kirche nichts von Mystik dulden mögen, mit dem mystischen Etwas, dem unsfassbaren Begriffe des Genie, das sich immer durch sich selbst Bahn bricht.

So nur, indem wir den unmittelbaren Bezug auf die Gegenwart festhalten, gewinnt Günther's Lebenslauf und wird immer eine fürchtbare Bedeutung gewinnen. Er ist die nothwendige, in den menschlichen Verhältnissen begründete Rehrseite des Enthusiasmus, wie er bei der Schiller-Feier herrschte. Wenn nach einer gewonnenen Schlacht die Siegesfeier beginnt, nun dann preißt man

den Sieger, man verherrlicht aber auch die Gefallenen. Die Literatur im Großen ist ein geistiges Schlachtfeld, diese Auffassung müssen wir dem Volke ans Herz legen, mit dieser Auffassung müssen wir an das Wohlwollen aller Gebildeten appelliren, dann erst wird es besser mit uns werden, dann erst können wir vielleicht die Zeit absehen, wo die Literatur im Großen nicht mehr bloß ein geistiges Schlachtfeld sein wird. Solange es dies aber ist, demüthigen wir uns selbst, ja untergraben wir unsere eigene Stellung, wenn wir das „Volk“ bereden, auf diesen geistigen Schlachtfeldern nur Sieger und nur „die bestimmten Sieger“ zu suchen und zu krönen, die Gefallenen aber abseits liegen zu lassen oder gar noch mit schimpflicher Nachrede zu bedenken.

Roquette, der sich mit der vorliegenden Monographie wol zum ersten male auf das Gebiet der Literaturgeschichte begibt, hat sich seiner Aufgabe mit Fleiß und Geschick unterzogen. Er bemerkt es von sich, daß er über Günther ein weit günstigeres Urtheil als Servinus fälle. Dessen kann er sich in der That rühmen. Doch hätte er wie in der Vorrede bei der Charakteristik der nach-Lohenstein'schen Periode, die Schuld an Günther's Mißgeschick nicht durchaus mit einigen aus der Masse der Hofdichter herausgegriffenen Namen in Verbindung bringen sollen. Man bürdet einem Sündenbock gern gar zu viel auf. Und einen solchen Sündenbock fand Roquette in dem dresdener Hofdichter Ulrich König, dem jetzt allgemein nachgeredet werden wird, daß er es war, der Günther, als sich dieser um eine Dichterstelle in persönlicher Audienz bei Friedrich August von Sachsen bemühte, durch ein berausches Getränk unschädlich machte.

Günther erreichte nur ein Alter von noch nicht 28 Jahren. Die Einzelheiten seines Lebenslaufs sind nüchtern und einfach, so einfach, daß sich jeder Biograph Günther's mit ihnen allein nicht begnügen mag, sondern die verschiedenen Lebensübergänge gern noch aus den Dichtungen Günther's, zumeist mit Belegstellen, aus schmücken wird. Die eigentlichen Quellen sind außerdem keineswegs ganz lauter; man muß daher ein sehr wachsameres Auge auf jede uns überlieferte Thatsache haben, man muß mit voller philologisch-kritischer Schärfe nach allen Seiten hin prüfen, will man nicht bloß Gedachtes oder Gemeintes schließlich als eine Thatsache ausgeben. Roquette behandelte seinen Stoff in zehn Kapiteln derart, daß er überall das Leben und Dichten Günther's miteinander zu verbinden suchte, daß er das eine durch das andere erläuterte. Die Methode ist an und für sich richtig, obgleich uns Roquette, worauf es bei Günther, wie bei allen Drang- und Kraftgenies, einem Bürger, einem Lenz, Heinrich von Kleist, Grabbe, Nikolaus Lenau hauptsächlich ankommt, die eigentliche psychologische, vollständige Entwicklung der Dichternatur in etwas schuldig geblieben ist. Zu leicht machte er sich außerdem die Aufgabe an vielen Stellen, indem er nicht ermüdete, seine oft sehr kurze Deduction mit seitenlangen Citaten aus Günther's Gedichten zu belegen, und das an Stellen, wo es nicht auf

Charakterisirung der Dichtungen, sondern nur auf gewisse Lückenbüßer ankam. Diese seine Methode geht obenein mehrmals so weit, daß er Gedichte, welche nur eine bestimmte Stimmung des Dichters wiedergeben, die an eine einzelne Thatsache seines Lebens nicht gebunden ist, einem besondern Momente unterschiebt; wir brauchen uns darüber nicht des Weitern zu ergehen, wie gebräuchlich das jetzt bei der Fabrication sogenannter historischer Romane ist, wie unstatthaft dagegen bei einem rein literarhistorischen Werke. Es ist geradezu ein Frevel an der menschlichen Natur, einen Menschen wie Günther auch nur in einem Punkte zum Helden eines Romans zu machen. Seine Lebensgeschichte will diplomatisch genau ohne Ausschmückung geschrieben sein, das Bedeutsame seiner Natur liegt lediglich in ihrer gewaltigen innern Entwicklung.

Günther stammte von einem der protestantischen Confession ergebenden, von Ascherleben, unfern des Harzes, nach Striegau in Schlesien eingewanderten Vater, der sich als Chirurg und praktischer Arzt nur ein kümmerliches Auskommen sichern konnte. Trotzdem die Familie nicht groß war, sie bestand nur aus Vater, Mutter, einem Sohne (unserm Dichter) und einer Tochter, mußte sie doch jeglicher behaglichen Lebensweise entbehren. Der junge Günther wuchs in strenger protestantischer Abcese auf, er hielt sich als Knabe genau in den eng bemessenen, ihm vom Vater angewiesenen Grenzen. Das ging, solange das Leben und die sinnliche Natur keine Ansprüche an ihn machten; das ging aber nicht, als er durch einen Glücksfall auf die schweidnitzer Schule und zur Ausübung seines regen dichterischen Talents gelangte. Es ist nicht wahr, daß Günther, wie Roquette meint, etwa erst im Alter von 20 Jahren oder darüber aus unglücklicher Liebe ein tolles Leben begonnen (es heißt das Günther oberflächlich romanhaft und nicht psychologisch wahr behandeln!), der Riß entstand in der Periode der männlichen Reife naturgemäß. Da, in dieser Periode, wo sich die sinnliche Natur zu regen begann, erkannte der junge Günther sicherlich mit Entsetzen, und er erkannte das nur vermöge seiner tiefen, religiös angelegten Natur, ein wie entsetzliches Erbtheil ihm sein Vater in der strengen protestantischen Zucht, die nur ein moralisches Leben und die vollständige Abwehr jeder Lebensfreude kennt, übergeben habe. Betonen wir dies in der Literatur vielleicht heute zum ersten male: man möge, um das Zerrüttende in den Faust- und Hamletnaturen, um die Gesefzmäßigkeit im Untergange der meisten Kraftgenies von früher und von jetzt zu begreifen, vorurtheilsfrei auf den fürchtbaren Zwiespalt das Auge richten, den der Protestantismus als Confession mit seinen einseitigen Anforderungen an die Moralität des einzelnen Menschen in allen tiefer angelegten Naturen unter Umständen hervorrufen kann! Wenn sich ein großer Theil der Menschen über die Strenge der Anforderungen hinwegsetzt oder die Bedeutung der Strenge nicht empfindet, weil er sie in Wahrheit an der eigenen protestantisch-ascetischen Erziehung nicht erfahren hat, so bedingt das nicht, daß sich ursprüngliche und philosophisch grübelnde Naturen ohne viele Scrupel darüber sollten hinwegsetzen

können. Günther war aber thatsächlich eine philosophirende Natur; das Grübeln, das Reflectiren über sein Wesen, das Selbstbesserspiegel, das qualvolle Ringen nach Tugend, das floß naturgemäß aus dem großen Zwiespalt, in den diese philosophirende, über alles und jedes in jedem Momente sich Gedanken machende Natur durch die Erziehung gefallen war. Günther der Vater hatte den Sohn, von seinem Standpunkte mit vollem Recht, zu einem sittlichen Mustermenschen erziehen wollen; da nun aber dieser Sohn auf eigenen Füßen stehen sollte, wo blieb die sittliche Kraft? Uebung erst macht den Meister. So fing denn auch Günther auf der Schule im Genuße des Lebens bescheiden an; er durfte sich schon etwas gehen lassen, da er seiner poetischen Fähigkeiten wegen in Schweidnitz sehr geschätzt wurde. Er schrieb auch vor seinem Abgange von Schweidnitz ein nicht uninteressantes, zur Aufführung durch die Schuljugend bestimmtes Trauerspiel: „Die von Theodosio bereuete Eifersucht“, die einzige dramatische Arbeit, die wir von Günther besitzen, obgleich einzelnen Angaben nach auch Bruchstücke eines andern Dramas: „Cyrus“, vorhanden gewesen sein müssen, wovon Roquette indeß nichts erwähnt. Roquette verwirft Günther's „Theodosius“ nicht durchaus, wahrscheinlich weil er zu den wenigen gehört, die dies Drama wirklich gelesen und gefunden haben, daß bei allen Barockheiten und Tollheiten — wir gebenten nur der Verstilgung des Kirchenliedes „Freu' dich sehr, o meine Seele“ mit der Fortsetzung „und versauf' all' Noth und Qual“ — dies Drama der Beachtung werth ist. „Man lese es durch“, meint Roquette, „und man wird erstaunen über diese Reise des Geistes in Lebensansichten und Sentenzen, über eine Menge von christlichen Schönheiten, besonders in den Monologen.“ Gleichwohl spricht er Günther das dramatische Talent ab. Mag sein, wenn wir Günther's Zeit durchaus von der heutigen aus messen. Eine große Ungenauigkeit läßt sich Roquette indeß zu Schulden kommen, und wir betonen gerade diese romantische Art der Darstellung, da sie sich bei denen, die Roquette's Buch ohne Kritik verwenden, aus einem Buche leicht ins andere schleppen könnte, wenn er erzählt, Günther selbst berichte über die Vorbereitungen zu der Aufführung seines „Theodosius“ in einem Briefe an einen leipziger Freund, und dann aus der poetischen Epistel 18 (schreibe achtzehn) Alexandrinerzeilen abdruckt, die zu der Aufführung des „Theodosius“ in keiner Beziehung stehen, sondern nur in scharfen Geißelworten die Unnatur und den Schwulst der damaligen Tragödienwirthschaft randglossiren.

Das wäre das erste „Haus und Schule, Theodosius“ überschriebene Kapitel. Die folgenden Kapitel 2—6: „Erste Liebe, Abschied von Schweidnitz“; „Wittenberg, Leonorens Untreue, Günther's Wandlung“; „Leipzig, Burkhard Mencke, das Gedicht auf den Frieden“; „Gesamtbetrachtung der Dichtungen Günther's, die Satiren“; „Günther am Hofe zu Dresden, Leonore noch einmal“ fassen wir zusammen, da sich durch sie einzelne romantische Thaten ziehen, die uns gar nicht behagen mögen. Roquette dachte nämlich, wie wäre es denn,

wenn wir Günther einen Liebesroman spielen ließen, ähnlich denen, die sich im Leben anderer Dichter finden! Günther hat unendlich viel geliebt, er liebte alle Mädchen, das war der Drang seiner Natur; eins dieser Mädchen aber zeichnete er insofern aus, als er an dieses viele und die schönsten Liebeslieder richtete. Diese seine Geliebte hieß Leonore. Das Weitere, und wir wollen allenfalls noch zugeben, daß ihr Vater Jachmann hieß, ist reine Vermuthung. Ja, will man kritisch genau verfahren, so muß man dieser seiner Geliebten auch noch das Prädicat der „einzigen“ freitig machen. Günther selbst (das weiß allerdings nur der, welcher in seinen Gedichten vollständig zu Hause ist) sagt: zwei Mädchen habe er schon geliebt, von denen das eine früh gestorben sei. Davon will Roquette nichts wissen. Er wirft alle Gedichte an „Magdalis“ oder „Lenchen“ mit denen an „Leonore, Lorch“ zusammen, ordnet diese Gedichte, die meist nur eine Stimmung wiedergeben, als ließe sich das Datum derselben angeben und bringt auf diese Weise einen allerdings ganz leserlichen Liebesroman heraus. Was wir aus Günther's Liebshäften und auch nur mit Fragezeichen versehen gelten lassen möchten, ist: Günther hat neben oder naheinander und schon in Schweidnitz zwei Geliebten besessen, ob die Verhältnisse zu ihnen durchaus lauter und rein waren, bleibe dahingestellt; die eine hieß Leonore, die andere möglicherweise Lenchen (Magdalis). Diese letztere wird früh gestorben und Günther somit der Gefahr überhoben sein, das getheilte Herz zwischen beiden schwankend zu erhalten. Leonore blieb ihm vor andern lieb und theuer; als er aber bald nach Beginn seiner Universitätsstudien in Wittenberg in ein wüstes Leben verfiel und mit seinem Vater deshalb unwiderruflich zerfiel, brach sie mit ihm, heirathete einen andern, führte indeß keine gerade glückliche Ehe. Das ist alles, was gesagt werden darf, und dann muß man okenein noch ein Auge darüber zudrücken, wenn das gestorbene Lenchen hinterdrein wieder auftaucht und von Günther zu einer Zeit und von einem Orte aus besungen wird, wo er nach Roquette's Angabe mit der verwitweten Leonore trauliche, natürlich nur platonische tête-à-tête gehabt haben soll. Kurz und gut, es ist nicht hindurchzufinden, und vielleicht haben wir Literaturhistoriker uns darüber Günther's wegen nur zu freuen; gut, daß unserer klatschhaften Sucht durch die Unvollständigkeit der Uebersetzung ein Schloß vor den Mund gelegt ist.

Doch Roquette wird Beweise für das fordern, was wir in seiner Schrift für falsch halten. Gut denn! Günther reist Ende September 1715 von Schweidnitz ab. Er bleibt über zwei Monate unterwegs in Frankfurt und Berlin. Mitte December langt er in Wittenberg an. Etwas über vier Wochen später, am 24. Januar 1716 findet schon Leonorens Trauung mit einem Herrn Räuber (?) statt. Ist das möglich? Wann soll denn Günther von Wittenberg aus die ungeheure Correspondenz in Gedichten, Sonetten u. s. w. mit Leonoren geführt haben, deren Roquette selbst als vor der Verheirathung geführt gebent? Es gehörten doch wol Tage

und Wochen dazu, ehe Günther in Wittenberg so herunterkommen konnte, daß man auch in Schweidnitz davon sprach. Und Leonore gab ihn doch nur auf, da sie ihn für verloren hielt! Wie denn nun aber, wenn die genannte Verheirathung mit dem Hrn. Zauber nicht Leonoren, sondern Leonorens Schwester getroffen hätte? Wie denn nun weiter, wenn alle die Vorwürfe, die Roquette Günther's Schwester macht, sie habe aus feindseliger Gesinnung des Bruders Liebe zu Leonoren untergraben, gleichfalls auf einer ungenauen Lectüre einzelner Günther'scher Gedichte beruhte? Wie denn, wenn das, was er Günther's Schwester andichtet, theilweise auf Leonorens Schwester zu beziehen ist? Doch Roquette gibt sich damit noch nicht zufrieden. Er läßt Leonorens Gatten sterben; möglich, daß die Thatfache für die bestimmte Zeit paßt, möglicherweise aber auch nicht. Günther lebte inzwischen erst in Wittenberg, bestreifte sich scheinbar nach des Vaters Vorschrift der medicinischen Studien, sank aber bald aus Mangel an Eristenzmitteln tiefer und tiefer. Er wurde auf einige Zeit sogar von seinen Gläubigern eingekerkert; ausgelöst durch den Zuschuß mitleidiger Landsleute schüttelte er den Staub von seinen Füßen und wählte Leipzig als Aufenthaltsort, nachdem ihm sein gestrenger Herr Vater schon jetzt die väterliche Schwelle untersagt hatte. Er kam nach Leipzig wol der medicinischen Studien wegen, aber wie in Wittenberg galt es, den Lebensunterhalt von der poetischen Gelegenheitsdichterei zu fristen. Günther lebte bis ins Jahr 1719 in Leipzig und fand an dem in der Literatur nicht unrühmlich bekannten Hofrath Burkhard Mendke einen wirklich aufrichtigen Wöchner. Günther schrieb auf seine Anregung ein Lobgedicht zu Ehren der Heldenthaten des Prinzen Eugen, des damals volksthümlichsten Helben. Das Gedicht, es ist etwa 50 Strophen lang, enthält die größten Schönheiten; Roquette beurtheilt es vielleicht etwas zu streng, wenn er sich vorzugsweise an Unzulänglichkeiten stößt. Günther erwartete fehnlichst eine namhafte Belohnung; der wiener Hof indeß hatte für das durch Mendke überfendete Gedicht nur kalten Dank. Man mochte an der wiener Hofburg in Günther's fraternisirender Art der Verherrlichung des Prinzen Eugen ein Härchen gefunden haben. Bald darauf traf es sich, daß am dresdener Hofe ein „Mensch“ gesucht wurde, der bei festlichen Gelegenheiten etwas, ob Gereimtes oder Ungerimtes, das mochte sich wol ziemlich gleich bleiben, in der Eile aufsetzen konnte, also ein Hofdichter und zugleich Hofnarr, der sich vielleicht als solcher noch durch Abzeichen an der Kleidung kenntlich machen mußte. Günther ging auf Mendke's Fürsprache fröhlich als Candidat für diese Stelle nach Dresden. Er erhielt sogar späterhin Audienz bei Friedrich August, war aber so betrunken, daß er bei dem Fürsten die Gunst für immer verlor. Das ist das Thatsächliche. Natürlich fragt sich's: wer verschuldete die Trunkenheit? Günther selbst! Oder — nun da gibt man dem Reide einiger Höflinge schuld, die ihm kurz vor der Audienz etwas Verauschendes beibrachten! Roquette stellt die Sachlage nach einer Streitschrift, einem „Gespräch Günther's mit einem

Ungenannten im Reiche der Todten“, so dar, als ob ein Rival von Günther, der schon oben genannte junge Dichter Ulrich König, dies ausschließlich verschuldete. Der arme Ulrich König! Mag er auch manche kleinliche Handlung auf seinem Gewissen haben, er hatte sich wahrscheinlich für Günther's Begünstigung am dresdener Hofe wirklich interessiert. Ward Günther also etwas Verauschendes beigebracht, so geschah das vielleicht durch andere Höflinge, die seine Feder mehr als gerade Ulrich König zu fürchten hatten. Günther rächte sich durch ein Schreiben an Friedrich August. Aber er rächte sich nicht speciell an Ulrich König. Er erwähnt in der Schrift überhaupt keinen speciellen Namen, büdelt seine Sprachlosigkeit vor dem Fürsten, gleich als habe er seine eigene Schuld der Trunkenheit zu bemänteln, komischerweise vielmehr dem Zauber der Majestät auf. Noch mehr, Günther gebekt der dresdener Affaire außerdem fast nie und geschieht es, immer mit einem Gefühle der Unbehaglichkeit, das aus der Erinnerung an eigene Schuld entspringen mochte. Von König selbst spricht er, soweit unjere Kenntniß reicht, überhaupt nur einmal, indem er in einer Epistel an einen Freund schreibt: „Ein König wie August muß solchen König haben.“ Ist das Spott? Oder nur erheuchelte Geringschätzung gemäß der Fabel „Der Fuchs und die Trauben“?!

Dem Größten wie dem Kleinsten in der Literatur gerecht zu werden, ist nicht leicht. Es ist aber gewiß unstatthaft, zur Entschuldigung des Größern den Geringern ohne weiteres schwarz anzustreichen, weil das vielleicht in einer Streitschrift wie der vorliegenden, von Roquette benutzten geschah. Besser wir lassen den Sachverhalt ganz dahingestellt. Wir wollen unsere folgende Meinung daher auch nicht in die Literaturgeschichte hineinschleppen, wir geben sie ausdrücklich nur als Gegensatz zu Roquette's Ansicht, wie sie uns die Realität der damaligen Verhältnisse abnötigt. Ceremonienrath am dresdener Hofe war der Hr. von Besser. Unter ihm diente Ulrich König als Dichter. Jener hatte Amt und Titel, dieser die Arbeit. Besser war alt und sollte in den „wohlverdienten“ Ruhestand treten. Was natürlicher, als daß König (es geschah später wirklich) in Besser's Stelle rückte, Günther aber für König's bisherigen Posten in Aussicht genommen ward. Denn Günther sans façon zum Ceremonienrath avanciren zu lassen, das wird keinem Menschen im Traume beigefallen sein. Selbst Günther wäre mit der Nachfolge in König's Posten sehr, recht sehr zufrieden gewesen. Möglicherweise wurde also König durch Günther's üble Audienz empfindlich mitbetroffen und möglicherweise fühlte sich Günther in der Rück Erinnerung an die dresdener Affaire um deswillen bedrückt, weil er (seinen Wöchner) König compromittirt hatte. Doch wozu all das! Günther war zur Audienz bei Friedrich August befohlen. Etwas Unerhörtes! Endlich, endlich in dem trüben Lebenslaufe ein glückverheißendes Moment! Da geht Günther zuvor hin und setzt sich durch etwas Geistiges in die nöthige Stimmung. Ist der Zug nicht durchaus menschlich wahr, nicht psychologisch wahr? Was disteln und deuteln wir,

um die Schmach dieser Trunkenheit zu verringern. Man fasse die Situation nur menschlich wahr auf, dann wird Günther's Schuld zwar nicht aufgehoben, aber in den Augen eines wirklich humanen Richters sehr gemildert. Begrenzte es Günther doch in ähnllicher Situation, da sich ein Straf seiner annehmen wollte, später noch; maß, und darin liegt ein gewisser Humor, daß er sich aus Freude über das Glück vor der ersten Vorstellung zu viel in Stimmung gesetzt, das heißt just mal wieder recht burlesk „bekneipt“ hatte. Denke man doch nur, in welchem jugendlichen Alter Günther damals stand. Einem Brautopfe von so und so viel Jahren und so und so viel Welterschauung mehr wäre allerdings manches schärfer anzurechnen.

Günther verließ im Herbst 1719 Dresden und wanderte wieder in die schlesische Heimat. Jetzt sucht Roquette Gelegenheit, den angefangenen Liebesroman mit Leonoren zu Ende spielen zu lassen. Er ist darin höchst unglücklich. Er läßt Leonorens Gatten gestorben sein und sich die Geliebten in einem kleinen Orte Worau wiederfinden, ohne Rücksicht auf die Thatsache, daß Günther in einem Worau schon vor seiner Abreise aus Dresden anwesend war. Nachdem Günther und Leonore schöne Tage verlebt hatten, geht Günther eines Tags weiter und scheidet Leonoren später den Abschied, anstatt die Geliebte zu heirathen; der „feuerreiche“ Günther, wie ihn Hagedorn nennt, sinkt durch die Resignation zum Schwachmattikus herab. Und weshalb? Roquette hat ein Gedicht „Abschied von der Geliebten“ nothwendig an diese Stelle setzen wollen. Als ob Günther das Gedicht nicht von Wittenberg oder Leipzig oder Dresden aus geschrieben, als ob er, der phantasiereiche, nicht bei der ersten Kunde von Leonorens Untrene schon so und so viele Jahre früher einen solchen Abschiedsgruß hätte zu Papiere bringen können! Und wie muß Roquette diese Willkür bemänteln! Er druckt das lange Gedicht auf zwei Seiten ab, streicht aber gerade die charakteristische Strophe, in der es heißt: „... als daß ich (Günther) noch begehren darf, daß Vorchon auf der Erde durch mich zur Wittwen werde“. Was dies heißt, weiß Roquette nicht. Auch wir wissen es nicht genau und nur dies, daß Leonorens Gatte zur Zeit noch gelebt haben muß, denn „durch mich zur Witwe werden“ kann hier nur bedeuten „zu meinen Gunsten“. Wir haben Günther viel zu lieb, als daß wir ihm ohne Grund Schmählisches andichten möchten, sonst sollte es uns ein Kleines sein, den Werth von Roquette's kritischer Forschung durch eine andere Zusammenschüttelung derselben Gedichte zu paralysiren und Günther einen Ehebruch mit der verheiratheten Leonore unterzuschreiben. Genug davon, man wird gutthun, unsern Wink zu beachten.

Wir sind damit in das siebente Kapitel des Buchs eingetreten. Wir können die Kapitel 7, 8 und 9 kurz beschreiben. Sie enthalten: „Dreslau, großes Leben und Anfang des Glends“; „Kreuzberg, Bhyllis, Waga-bundenleben“; „Jena, letzte Gedanken und Tod“. Von seinem Vater verflucht, mehr als einmal, begiant Günther

ein entsefliches Bettlerleben. Er verfertigt Gedichte über Gedichte, gute und schlechte, genial-ehle und cynisch-verwerfliche, er besingt Todte und schreibt Hochzeitscherze, wie es gerade fällt; heute einen so tollen Schmerz wie den nach Anleitung des niederländischen Gelehrten Johannes Secundus (er sollte zu Günther's Besten vergessen werden), morgen eine Unterfuchung, „Ob die Wittwen oder die Jungfern die beste Waare zum Heirathen seien?“ Heute klingt Geld in der Tasche, da geht's lustig; morgen wird gebettelt bei allen Freunden. Die Götter kommen und gehen, leben und sterben ihm in ziemlicher Zahl. Heute setzt er sich als Arzt in einem Orte fest, morgen tragen ihn Schusters Rappen schon wieder weiter. So geht's von 1719—22. Unterdessen hat er sich auch einmal wieder und diesmal mit einer Predigertochter verlobt, er gedenkt seine Studien in Jena zu beendigen. Der Vater hat die Hand vom Sohne abgezogen; der Sohn, wie verzweifelt er auch um Ausöhnung bittet, muß den letzten Gang in die Fremde gleichfalls ohne väterlichen Segen antreten. Wir entschuldigen den alten Günther hier in etwas; er als strenger Protestant durfte von seinem Standpunkte den Wandel seines Sohnes nicht gutheißen. Da zeigt sich eben die schreckliche Macht der Verhältnisse, gegen die wir blindlings raisonniren mögen. Der alte Günther sieht denn auch den Sohn gleichgültig gen Jena ziehen. Dieser kommt dort zu Ende 1722 an; ein Vierteljahr später, am 15. März 1723 liegt er als Leiche auf der Bahre. Man hat ihn dort in Jena ehrenvoll begraben und ihn gleich nach seinem Tode in echt deutscher Manier lateinisch und deutsch angefunken. Denn jetzt pries man das untergegangene Genie, jetzt wurde jedes Blättchen von ihm gesammelt und Ectes und Unehctes in Druck gegeben. Wir, nach 140 Jahren, stehen dabei, halten streng Gericht über den Verlorenen, widmen ihm aber doch vielleicht eine stille Thräne, wenn es uns nicht gestattet ist, durch das Leben aller unserer Dichter von A bis Z im achtundzwanzigsten Jahre einen Strich zu ziehen und parteilos zu untersuchen, wie viele von denen, die jetzt im Auge der Menge und der Kritik jenen Bahnbrecher und großartigen Vorläufer unserer Kraft- und Dranggenies, obgleich er sich nur in der Lyrik bewähren konnte, weit überragen, wie viele von denen, sagen wir, den Vergleich mit ihm aushalten würden.

Es bleibt uns noch aus dem Roquette'schen Buche das zehnte Kapitel und der Anhang übrig. Das zehnte Kapitel spricht im allgemeinen über die Ausgaben der Günther'schen Gedichte, über Urtheile der Zeitgenossen und die Biographen des Günther'schen Lebens; der Anhang dagegen gibt eine Auswahl aus Günther's Gedichten. Roquette fühlte sehr richtig, daß ein bloßes Raisonniren und Urtheileneberschreiben über den jetzt so wenig gelefenen Dichter fruchtloses Bemühen sei. Das Publikum im großen und ganzen muß thatsächlicher auf ihn hingewiesen werden; es muß sofort Gelegenheit finden, die Urtheile an einzelnen Gedichten prüfen zu können; es muß andererseits auch der Mühe überhoben sein, diese Gedichte sich mühsam aus der Masse herauszufuchen. Wir können uns

um deswillen mit dem Anhang ziemlich vollständig einverstanden erklären. Nur mit der Einschränkung — sie versteht sich eigentlich von selbst —, daß eine geringe Auswahl auf kaum 40 weitgedruckten Seiten, mag sie nun auch das relativ Beste und Erquicklichste aus der Gedichtmasse hervorheben, den Dichter immer nur nach bestimmten Seiten hin charakterisiren kann. Ob dabei immer gerade die trefflichsten Seiten aufgedeckt werden, das muß dahingestellt bleiben. Denn wie ein solches Leben, wie es Günther führte, nicht stückweise, sondern als ein Ganzes betrachtet sein will, so wollen auch seine Dichtungen in ihrer ganzen Masse hingenommen und eins mit dem andern gemessen und geschätzt sein. Möglich daher, daß diese Auswahl des relativ Besten keineswegs in den Augen derer, die Günther gar nicht kennen, zu seiner Charakteristik ausreicht. Möglich, daß diese an den glatten Versen und Strophen der abgedruckten Gedichte zwar ein ganz bedeutendes Formtalent bewundern, dagegen das eigentlich Gewaltige der großen Dichternatur, das Geniale und nach Seite der Sturm- und Drangperiode Bahnbrechende darin nicht erkennen. Wäre es denn so unmöglich, daß dies relativ Beste als ein noch Besseres hervorträte, wenn wir es inmitten des weniger Gelungenen und theilweise Abrupten anträfen? Ganz in derselben Weise wie Günther's große und dem innern Kerne nach wahrhaft edle Natur, nicht minder fein fast in jedem Momente des Lebens auf das wahrhaft Gute gerichtete Streben, ob schon es sich nicht selten in der zügellosesten Form äußerte, wie dies durch den entsetzlichen Verlauf des Lebens erst in das rechte Licht gesetzt wird — ganz ebenso will auch sein Dichten in seiner vollen Tiefe nach den oft entsetzlichen Tönen der zerrissenen Dichterbrust erkannt sein. Wie dieser Anhang des Roquette'schen Buchs vor uns liegt, genügt er dem Bedürfnisse des gebildeten Leserkreises im allgemeinen. Ungern indessen vermiffen wir zwei Gedichte, wir zählen sie zu den schönsten Blüten des Günther'schen Geistes, der deutschen Lyrik überhaupt, einmal das herrliche: „Wo ist die Zeit, die goldne Zeit, wo sind die süßen Stunden“, und dann das nicht minder herrliche an Leonore: „Will ich dich doch gerne meiden“, mit der charaktervollen, Günther's poetisches Empfinden und Fühlen, seine Kunst des Ausdruck und den Fluß der elegischen Stimmung ganz und voll kennzeichnenden Strophe:

Wirft du einmal durch die Sträucher
Halbverirrt spazieren gehn,
Ei so bleib bei meiner Leiche
Nur mit andern Augen stehn;
Zeige sie dem neuen Schätze,
Der dir das Geleite gibt,
Und vermeld' ihm auf dem Plage:
Dieser hat mich auch geliebt!

So gern wir nun auch noch des Weitern über das zehnte Kapitel der Roquette'schen Monographie rebeten, wir haben uns kurz zu fassen. Wir lassen uns daher nicht darauf ein, Einzelheiten über die Ausgaben der Günther'schen Gedichte nachzutragen oder zu berichtigen, ganz ebenso wie wir aus den frühern Kapiteln auch schon manche Data, manche Auslassungen Roquette's ohne

Fragezeichen übergangen. Wir wollen uns auch nicht über die Biographen Günther's ergehen, wir wollen nicht forschen, wie viel an der sogenannten untergeschobenen Selbstbiographie Günther's sei, die 1732 unter dem Titel: „Johann Christian Günther's aus Schlesien curieuse und merkwürdige Lebens- und Reisebeschreibung, welche er selbst mit poetischer Feder entworfen und an einen guten Freund überschicket u. s. w.“; wir lassen auch den Werth der ersten vollständigen von Steinbach 1738 besorgten Biographie Günther's dahingestellt, desgleichen begnügen wir uns mit der Frage, ob nicht die kürzere und ein Auszug aus der Steinbach'schen scheinende Biographie die lautere Quelle für Günther's Leben, ob diese, die erst nach der Steinbach'schen entstanden zu sein scheint, nicht die ursprünglichere, schon zu Anfang der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts geschrieben und von Steinbach später nur weiter und ohne specielle Kenntniß des Günther'schen Lebens ausgeführt sei. Dies alles nur berührend, heben wir den merkwürdigen Umstand hervor, daß gerade in der sogenannten untergeschobenen Selbstbiographie einer bis jetzt ganz übersehenen und doch dem Anscheine nach richtigen Thatsache Erwähnung geschieht, auf die auch Roquette keine Rücksicht glaubte nehmen zu dürfen. Das ist der Tod und zwar der frühzeitige Tod von Günther's leiblicher Mutter. Wir setzen ihn, ohne dafür Verantwortung übernehmen zu können, ins Jahr 1717, also gerade in die Zeit, wo die Erbitterung Günther's, des Vaters, gegen den Sohn anhub. Die Beweise für die Thatsache behalten wir uns vor, sowie wir die nach Günther's Tode noch als lebend erwähnte Mutter auf ziemlich sichere Beweise hin einfach als seine Stiefmutter ausgeben. Die Frage nach Günther's Geliebten und manches andere mag in ein nutzloses Disteln und Deuteln führen; diese so gestellte Frage nach dem Verblieb der Mutter aber wahrlich nicht. Denn welsch unerwartetes Licht kommt über das ganze Verhältniß des Vaters zum Sohne, wenn es sich herausstellen sollte, daß mit dem Scheiden der Mutter erst das klägliche Leben des Sohnes und sein Zerwürfniß mit dem Vater begann?

In dem zehnten Kapitel findet sich endlich noch ein Zweites, das wir nicht übergehen können. Roquette benutzte bei einem Abschnitte „Die Gottschedianer contra Steinbach“ (den Biographen Günther's) die Gelegenheit, dem so oft geschmähten Gottsched eins zu versetzen. Damit hat er es nach unserm Dafürhalten ganz versehen. Das ist zwar sehr und in gewissen literarischen Kreisen hohe Mode, Gottsched wie einen literarischen Tropf zu behandeln, die Zeit wird indeß nicht gar fern liegen, wo auch er in der Literatur, mehr als bisher meist geschehen, in sein literarisches wohlverdientes Recht eingesetzt wird. In dieser Beziehung war es uns von höchstem Interesse, früher einmal in den „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ einer Ansicht Gukow's begegnet zu sein, der zufolge die literarischen Elemente der Gottsched'schen Zeit in Summa eine notwendige Ergänzung zu der (nachfolgenden) classischen, jetzt ausschließlich verherrlichten Periode bildeten. Inwiefern das literarische Streben der Gottsched'schen Zeit durch Lessing

in der That nach gewissen Seiten hin classische Aus-
 nützung und classischen Abschluß fand, das zu erörtern,
 gehört natürlich nicht hierher. Was aber Gottsched selbst
 betrifft, so sollten wir bedenken, daß er ein nutzloser
 Systemmacher schon um deswillen nicht war, weil er seine
 Haut ehrlich zu Markte tragen konnte. Wir sollten ihm
 seine schlechten Dramen, seine Pedanterie in Betreff der
 Bühne, seinen Meid gegen jedes fremde Verdienst nicht
 fortwährend vorwerfen, sondern ihm danken, daß er nicht
 mit der wohlfeilen Ausrede kam: „Leben Leute, kritisiren
 kann ich wol, aber meine Theorien an eigenen praktischen
 Versuchen erproben, das nicht.“ Wir sollten uns auch
 nicht fort und fort auf Lessing berufen, der ja auch gegen
 Gottsched mit bitteren Worten angekämpft habe. Lessing's
 Recht gibt uns noch lange nicht das Recht, Gottsched
 achselzuckend beiseite zu schieben. Wie man zur Kenntniß
 der Gottsched'schen Zeit gelangt, das sehen wir an Ro-
 quette's Auslassungen. Man greift einige Streitschriften
 heraus: nun je nachdem wird man immer genug darin
 finden, was wie ein Schimpf auf Gottsched erscheint. Aber
 doch nur demjenigen, der sich nicht fragt: Darf man über
 eine Zeit, in der fast alles, was überhaupt gedruckt ward,
 den Charakter einer Streitschrift annahm, absprechen,
 wenn man nicht das ganze Reich der pro et contra
 mit eigenen Augen wenigstens einigermassen geprüft hat?
 Was nun speciell über Günther während der Gottsched's-
 schen Periode geschrieben worden, ist fast endlos und trägt
 größtentheils gleichfalls den Stempel der Streitschriften.
 Ist doch selbst Steinbach's Biographie Günther's, noch
 mehr das von Roquette herbeigezogene „Gespräche zwi-
 schen J. G. Günthern aus Schlessien im Reiche der Tod-
 ten“ u. s. w. in Wahrheit eine Streitschrift, wie sollte
 man nicht zur höchsten Vorsicht im Gebrauche derselben
 bestimmt werden! Erst wenn wir aus der großen Masse
 der Literatur das auf Günther Bezügliche in der Mehr-
 heit herausgefunden haben (und das wird eine saure
 Arbeit sein, da ein großer Theil nur durch Zufall in die
 Hände des danach Suchenden fällt), erst dann werden wir
 einen klaren Blick in das Getriebe des literarischen Le-
 bens der Zeit erhalten. Ob wir es dann Gottsched oder
 seinem „Schildknappen Schwabe“ so scharf anrechnen, daß
 er Günther einen „unflätigen“ Dichter nannte? Wir glau-
 ben kaum. Denn käme uns, die wir uns einen der
 wärmsten Fürsprecher des Günther'schen Lebens dünken,
 jemand und lobte z. B. aus dem „Theodosius“ die Hans-
 wurschenen, wir würden uns nicht entblöden, jene schon
 oben angeführte Parodie: „Freu' dich sehr, o meine
 Seele und verkauf' all' Noth und Dual“, gleichfalls eine
 „Unfläterei“ zu nennen, was wir dagegen vielleicht nicht
 thäten, wenn es sich nicht gerade um eine Streitfrage
 handelte. Was also Roquette aus der Gottsched'schen
 Literatur herbeizog, halten wir für zu gering in Anbetracht
 der Masse des über Günther Geschriebenen, als daß es
 die literarische Stimmung der Zeit irgendwie endgültig
 charakterisirte. Nehme man nur das eine: es war die
 Zeit, in der man einzelne Streitfragen in das Gewand
 der Mystificationen hüllte, in der man sogenannte Todten-

gespräche förmlich vom Himmel regnen ließ. Es würde
 uns gewiß gar nicht schwer halten, dem von Roquette an-
 geführten „Günther'schen Todtengespräche“ gleich noch ein,
 zwei solcher Gespräche, freilich ganz kurze, folgen zu lassen,
 wenn wir die Quelle nicht gewisser Gründe wegen zu
 verschweigen hätten.

Alles in allem verdient Roquette ob der Mühe, die
 er hinsichtlich des Günther'schen Lebens an eine Summe
 von Einzelheiten setzte, den Dank des gebildeten Leser-
 kreises, und diesen Dank möchten wir auch auf die be-
 rühmte Verlagsbuchhandlung übertragen, die an den
 armen, verschollenen Dichter, der in den Augen der Masse
 so gar nichts von Classicität an sich trägt, eine Ausstat-
 tung in Papier und Druck wendete, als handelte es sich
 einmal wieder um den Ruhm eines vorzugsweise classi-
 schen Dichters. Dürfen wir für unsern Theil mit einer
 rein persönlichen Bemerkung schließen, so wäre es diese.
 Wir hatten gleichfalls eine literarhistorische Monographie
 über Günther und in erster Ausführung schon seit Jahr
 und Tag fertig. Wir glaubten damit nach mannichfachen
 fruchtlosen und undankbaren literarischen Versuchen zuerst
 debutiren zu können. Roquette ist uns zuvorgekommen,
 wir müssen uns wenigstens noch auf einige Zeit gedulden.
 Das augenblickliche Bedürfnis ist befriedigt, Roquette wird
 mit dem Vorsprung, den er vor uns gewonnen, zusrie-
 den sein können. Möglich, daß wir uns, wenn auch
 vielleicht erst nach größerer oder geringerer Frist mit un-
 serer Monographie einstellen. Sollte sich noch irgend-
 jemand gedrängt fühlen, uns unmittelbar nach Roquette
 wiederum zuvorkommen, wir können niemand daran
 hindern. Doch wenn es nicht so sehr drängt, so gönne
 man uns wenigstens das Vergnügen, der Nächste an der
 Arbeit zu sein. Wir werden an unserer Arbeit im wesent-
 lichen nichts zu ändern brauchen. Da wir nicht ahnen
 konnten, daß wir einen Concurrenten neben uns hatten,
 so betonten wir in unserer Arbeit einzelne Punkte weniger,
 auf die wir nun nach Roquette's Vorgang ein Weiteres
 zu sagen uns nicht enthalten können. Es wird unsere
 Monographie, vorausgesetzt, daß wir sie nicht bei reif-
 licher Ueberlegung für immer im Pulte liegen lassen, in-
 deß nur in diesen einzelnen Punkten und mit specieller
 Rücksicht auf das Roquette'sche Werk eine Erweiterung
 erfahren.

Emil Müller-Samswegen.